Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Erik [Schluss]
Autor: Siebel, Johanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575408

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nämlich jede Winzerin gefallen lassen, die auch nur eine Traube flüchtiger Weise vergessen hat. Der Entdecker läßt sich dann den Verleiderlohn selten genug entgehen. Und über all dem muntern Treiben schwebt dann noch der Gedanke an den lustigen Tanzabend nachher, mit der Violine. Dann kommt da erst noch die Taufe vorbei. Das gibt sich ja gern auf den Herbst. Und die jungen Leute haben ihren wackern Scherz dabei. Die Traubenpresse, die lustige, freundliche Weinlaube tragen auch ihr gut Stück Wirklichkeit in das Fest, und ein Lied folgt dem andern, der Fille du Vigneron von Juste Olivier die Chanson de Claudine, zu der die Paare in kübelverbundener Kette die Coquille tanzen.

Aber da fliehen sie alle in jähem Schreck davon; denn der Hohepriester ruft auf zum Bakchanal. Er ruft die Faune, die Silvane. „Eilt herbei beim Klang der Schalen, kommt zuhauf, Traube im Maul und wild den Blick!" In gräulichen Sprüngen sollen sie daherkommen und zum Himmel ihren Orgienschrei schleudern, ihr Evoë, klatschen mit den Händen, rot vom Saft der zerdrückten Trauben, und mit fliegenden Haaren tanzen, tanzen, schreckliche Reigen, die tollen Mänaden. Zurück ihr Kinder, zurück ihr Frauen! Ein schrecklich Feuer ist in ihnen, und in schluchzendem lachendem Wahn brechen sie alles.

Da brechen sie auch alle vor, und von den wilden hinreißenden Strophen, von betäubendem Lärm begleitet, tanzen sie selbst, Bakchanten, Faune, Mänaden ihren schrecklichen, lärmenden, sinnbetörenden Tanz, wilder und wilder, leidenschaftlicher, wütend, mit dröhnenden Tamburinen, mit flutendem, mächtigem, dunkelm Haar; orangegolden flattert's um die braunen Mänaden und brennend zusammen mit dem safrangelben Gewand unter den fliegenden Pantherfellen ihrer Gesellen. Ein furchtbarer, nicht enden wollender, immer neu anschwellender, immer höher und lauter aufbrausender Taumel scheint alles in einem dämonischen Wirbel aufzureißen. Jetzt sind sie alle seine und nur des Dionysos Geschöpfe, alle sein, bewußtlos berauscht, in seinem Zauber hin- und her-, auf- und niedergeschleudert; der milde Eroberer ist zum reißenden, alles liebestoll bezwingenden, wahnumschlingenden, wahndurchglühenden, zum tobenden Feuerdämon geworden. Das dreht sich und wogt, wogt und dreht sich — immer toller — mehr als Aug' und Ohr überhaupt fassen wollen!

Das ist das Ende.

Nach und nach haben sich alle Gruppen wieder gesammelt und vereinigen sich nun zum großen, erhebenden Schlußchor, zur Hymne an die Arbeit, die fruchtbare, heilige, mächtige und nochmals die fruchtbare Arbeit: Travail sacré qui hâles les visages. Im Hintergrund die Bannerträger begleiten es mit ihrem Fahnenschwingen.

Es senkt sich kein Vorhang. So bleibt das unvergleichliche Bild vor uns, wie wir immer und immer zurückschauend selbst im Gewoge der andächtig gebannten Gemeinde doch langsam, langsam davon gedrängt werden. Es ist ein sehr schwerer Abschied. Wir haben noch kaum angefangen, an das Herrliche vor uns zu glauben, und jetzt ängstigt uns ein Gefühl, es könnte, schon vorbei, zum Traume werden. Aber wir haben es erfahren: es leuchtet vom Winzerfest eine so farben- und rhythmenmächtige Pracht in uns nach, wie bloßes blasses Träumen sie nicht ausstrahlen kann. So muß es denn also wahr gewesen sein.

(Schluß folgt).

Erik

Ein Bruchstück von **Johanna Siebel**, Zürich.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Der große Mann aber scheint wieder ganz Ruhe. Die zum raschen Griff ausgestreckte Hand stützt sich leicht auf eine Stuhllehne, er mißt Beate mit einem langen, halb spöttischen, halb überlegenen Blick. Nur seine Stimme verrät eine verhaltene Erregung, als er jetzt in gezwungen gelangweiltem Tone entgegnet: „Nimm mir's nicht übel, Beate; aber ich kann mit dem besten Willen kleinen Kindern nur ein sehr minimales, in den meisten Fällen gar kein Interesse abgewinnen; es geht mir mit meinen Kindern genau so. Gewiß, es ist ein schöner und anscheinend auch intelligenter Knabe! Aber das ist ja die reine Gefühlsvöllerei, die du mit ihm treibst! Ungesund, auch nicht gerade geschmackvoll ... und, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, zwecklos, aufregend für dich und das Kind! Es scheint ohnedies sehr zart zu sein. Im übrigen ist es mein bestimmter Wunsch, Beate, daß du diese maßlose Liebe zu dem Knaben meisterst ... Hast du gehört, Weib?"

Der Stimme Klang ist hart und herrisch geworden, und bei den letzten Worten gleitet der befehlende Blick dunkel, rätselhaft über den bleichen Knaben, und Erik muß urplötzlich, er weiß nicht warum, an die oft gehörten Worte denken: „Am besten wär's, wenn er stürbe!"

Klein-Erik, der die erbarmungslosen Worte seines Vaters in ihrem eigentlichen Sinne natürlich nicht verstanden hat, hält jäh inne in seinem Werben um des Vaters Gunst und fährt zusammen bei dem Rätselblick. Es legt sich etwas Eisiges auf seine kleine warme Seele; seine schlanken Glieder verlieren die anmutige Lebendigkeit, seine großen lichten Augen blicken tiefen, verständnislosen Schrecken. Sein Mündchen zuckt, und über das tieferblaßte Gesichtchen rollen Tränen.

Auch die bleiche Frau ist zusammengefahren, als empfinge sie die scharfen Streiche einer Peitsche, bei den grausamen Reden, aus denen soviel brutale Selbstherrlichkeit klingt, die so von diabolischem Machtgefühl durchsättigt sind. Schlaff glättet sie mit den schmalen Händen das Kleid. Und als sie des Kindes Tränen erblickt, sein stummes Weinen fühlt, beugt sie sich müde nieder zu dem schönen Knaben: „Kleiner Junge," haucht sie mit fast versagender Stimme, „lieber, kleiner Junge, wein' doch nicht!"

Da will Erik die Marter der Mutter mindern und schluckt krampfhaft an dem Weinen, das ihm so bitterheiß und würgend in die Kehle gestiegen. Er weint auch nicht, als der hohe, schöne Mann die bleiche Frau rauh am Arme faßt und mit harter, zorniger Stimme sagt: „Es ist genug, Beate, mehr als genug, komm jetzt!"

Er stand nur nachher lange, lange mit aufgestützten Armen am Fenster und schaute in das Sonnenlachen. Aus seinem blassen, grüblerischen Gesichtchen, aus seinen schweren, sinnenden Augen, die oft mit einem ganz verwirrten Ausdruck in das Glitzern und Leuchten da draußen starrten, sprach ein großer, grenzenloser Jammer, ein mühsam Denken, das völlig fassungslos dem Leben gegenüberstand.

Von dem Tage an wurde seine stille, sonnige Heiterkeit seltener, in dem Maße, wie die Unruhe, die Sehnsucht seiner Mutterliebe verlangenden Kinderseele größer und brennender wurde. Hanna bemerkte die Veränderung in ihres kleinen Buben Wesen gar wohl. Die ganze, süße, herzbestrickende Art der Mutter hatte er für einmal selber wonnevoll erfahren; die Erkenntnis, daß herbes Leid in ihrem Wesen war, steigerte sein Verlangen. Auf seinem vornehmen Gesichtchen lag ein unbeschreiblicher Ausdruck von Schwermut und Warten und Sehnen,

von trostlosem Enttäuschtsein. Er stand jetzt nicht mehr stundenlang harrend am Gartentor; seine unruhvolle Seele trieb ihn bald hierhin, bald dorthin.

Und seine armen Gedanken bemühten sich, die Wirrsal seines Lebens zu ergründen.

Er konnte den Blick des hohen Mannes nicht vergessen. Ob Kinder, bei denen man von einem Makel der Geburt sprach, weniger Daseinsberechtigung hatten?

Aber er hatte sich doch nicht dies Leben gewünscht, hatte nicht selbstwillig an den Pforten des Daseins gerüttelt, um als kleiner Zuviel-in-der-Welt ins Leben eingelassen zu werden, Liebe ersehnend, vaterlos — mutterverlassen!

Da mußte irgendwo ein Unrecht liegen; aber das konnte er nicht erfassen, nicht finden, wie sehr sein kluges Köpfchen auch daran herumdachte.

Immer blasser und verträumter und immer scheuer schlich der Knabe im Hause herum; es schien, als sei jegliche Lebensluft in ihm erloschen; die schweren Gedanken machten seinen leichten anmutigen Gang unsicher und stahlen diebisch den letzten Glanz aus seinen großen Augen. Er kauerte viel in dem großen braunen Lehnsessel, und eines Abends im Dämmern, als Hanna ihm die dünnen kalten Händchen warm reiben wollte, sagte er mit tiefem Aufseufzen, so als überblicke er die lange bange Gedankenreihe der letzten Monate: „Es ist schlimm, schlimmer als du denkst, Hanna, einen Makel der Geburt zu haben; man weiß dann nicht, wohin man gehört, und es tut weh, daß man für Vater und Mutter ein ungewollt Zuviel ist. Es nützt auch nichts, Hanna, wenn man ein sehr braver Junge sein will; sie lassen einen doch allein . . ." Und nach einer trüben Pause fuhr er in seiner gedankenvollen, von Zeit zu Zeit stockenden Weise fort: „Sie sagen ja auch alle, es wäre besser so für mich und für sie. Aber glaubst du auch, Hanna, daß sie vorher noch einmal kommen wird und mir ihre süßen Küsse gibt, wenn . . . wenn ich dann . . ."

Eriks Stimme brachte das schwere Wort nicht vor. Hanna aber rieb weiter an den kalten Händchen. Sie hatte den ganzen dunkeln, fürchterlichen Jammer verstanden und fand kein Wort des Trostes; ihre alten Versicherungen kamen ihr in dieser Stunde auf einmal arm und abgenutzt vor.

So saßen sie still.

Da spannte die kleine feine Seele des Knaben die Flügel wieder weiter, und wie in leisem, hörbarem Träumen kamen die holden leichten Bilder über seine Lippen:

„Hanna, sie hat Hände wie Elfen so zart, und wenn sie einem über die Wangen streift, das ist wie das weiche, kühle Wehen des Frühlingswindes. Ich wollte ihr einen goldenen Thron bauen, Hanna, und wollte immer ihre feinen Hände halten! Und Blumen hätte ich vor ihrem Throne niedergeschüttet, hohe, herrliche, leuchtende, duftende: Die sind für dich, Königin, alle, alle, die hab' ich gepflückt in der weiten Sonnenwelt; nun gib mir deine süßen Küsse, Mutter, Königin!"

Verzückt schaute der Knabe nieder; sein Mund blieb in Sehnsucht, zum Empfang der Liebe bereit ein wenig geöffnet. Aber mählich wandelte sich das leise, glückhafte Lächeln in ein müdes, trauriges; seine kleine Seele war wieder zurückgeflattert in die tiefen Gründe ihres Erdenjammers. Hanna aber faltete die Hände über dem lockigen Knabenkopf: „Hilf du ihm, himmlischer Vater, in seiner Lebensnot!"

Und dann das welke Gesicht an seine Wänglein legend mit zitternder, bittender Stimme: „Bist ja mein Sonnenschein, Erik, könnt' nicht mehr leben ohne dich! Was sollt' ich denn tun den lieben langen Tag, wenn ich nicht zu sorgen und zu schaffen hätt' für meinen Herzensbub; ich müßt' mich ja hintersinnen nach ihm!"

„Aber es wär' doch besser so, Hanna," beharrte ernsthaft der Knabe. „Du hast ja selbst einmal gesagt: Wenn man stirbt, so hört alles Leid auf . . . Und mir, Hanna, mir tut das Herz oft weh!" — — —

Seit dieser Unterredung aß Erik nur noch sehr wenig, da half kein Bitten, da half keine sanfte Gewalt.

„Du eigensinniger Bub," sprach Hanna oft in tiefem Kummer, wenn er alle ihre kleinen guten Sachen müde, übersättigt zurückschob, „du armer, lieber, eigensinniger Bub!"

Eine heiße Angst läßt sie nicht los. Erik war bald so schwach, daß er sein Bettchen nicht mehr verlassen konnte. Kraftlos lag er auf dem weißen Linnen, das schöne, gedankenschwere Köpfchen auf die rechte Hand gelegt. Zu seiner großen Schwäche gesellte sich der quälende Husten. Es kamen Stunden, in denen seine erschöpften Gedanken kaum die Kraft fanden, an ihr Liebstes, die Mutter, zu denken.

In diesen Tagen las die Frau Amtmann ihrem Manne einen Brief vor. Darin stand: „Tun Sie alles an dem Kinde, was in Ihren Kräften steht. Ich weiß ja schon, Sie lassen nichts unversucht; aber es ist eine Mutter, die bittet, die vor Angst vergeht, eine Mutter, die Ihnen den heiligen Platz an seinem Bettchen neidet, eine Mutter, die nicht kommen kann, weil sie die eigene, schwerleidende nicht verlassen darf, und die das Warten in seinen herrlichen Augen sieht, seine in Sehnsucht gedehnten Händchen und deren Gedanken in heißer Not an sein Lager schleichen: ‚Da bin ich, Kleiner, nun hüt' ich dich, Kind, nun soll deine und meine Sehnsucht ruhig werden; denn sieh, auch mein Herze schreit'. . ." „Arme Frau," sagte der Amtmann, „welch' eine Verzerrung des Natürlichsten! Das ärmste Weib im Volke in der Rechtmäßigkeit seiner Pflicht ist wohler daran als diese Reiche!"

„Arme Frau!" sagt auch leise die Amtmännin, und sie beugt sich nieder zu dem rosigrunden Marieli: „Aber ich würd' dich nicht lassen, klein Mädchen, unter welchen Umständen immer ich dich geboren! Die Welt redet viel, doch . . . Mutter ist Mutter!" — — —

Als der Doktor den schlimmen Husten Eriks hörte, bemerkte er: „Das Kind muß in andere Luft. Möglich noch, daß die Höhe ihm Genesung bringt. Viel Hoffnung ist bei dem schwachen Lebensflämmchen freilich nicht mehr, eigentlich gar keine . . . Schließlich, wie die Verhältnisse hier nun einmal liegen, wär's ja wohl die allerbeste Lösung." — Dann nahm der Doktor rasch den Hut; er hatte urplötzlich eine unangenehme Empfindung: Erik hatte ihn so seltsam zustimmend angeblickt. „Sollte man doch gar meinen, der Bub verstünd', was man sagt," murmelt er ein wenig verlegen, indem er mit schweren Schritten das Zimmer verläßt. „Hast du gehört, Hanna?" frug Erik leise. „Die allerbeste Lösung! Drum härme dich nicht!"

Der alten Frau sind die Tränen über die runzeligen Wangen gerollt; geantwortet hat sie nichts, sie hat nur die Wärmflasche dichter an des Knaben vor Kälte zitternden Körper gebracht — — —

Dann hat man den kleinen Kranken mit liebevoller Sorgfalt in die sonnige Höhe überführt, und dann ist alles sehr bald gekommen, so, wie es kommen mußte — — —

Der Frühling zog wie ein Sieger durchs Land und weckte alles aus der Erstarrung und hing Blüten und lichtes Gezack an die Bäume und zog zartes liebliches Grün über die Gelände.

Und die Vögel sangen,
Und die Kinder jauchzten,
Lust und eitel Freude schien das Leben!

Die Sonne strahlt lebenlockend auch in das Gemach des kleinen Erik und gleißt dort golden und fröhlich und umflirrt mit warmem, zärtlichem Schein den bleichen Knaben.

Der schaut ruhig, fast reglos in die flammende ewige Fülle, die auch ihn mit Lichtern blühenden Lebens überhaucht, und bereitet sich zum Sterbekampf vor.

Hanna aber verschlingt die Hände zum Beten und denkt der Worte des Arztes am gestrigen Tage: „Man sollte die Mutter benachrichtigen, wenn sie ihn sehen will; er macht's nicht mehr lange!" — — — — „Eil' dich, eil' dich . . . Erspar ihr die Qual, Herrgott, der ewig unstillbaren Sehnsucht und gib dem Kind als Trost im Sterben die Mutter zur Seite!" — — — —

Im Dämmern liegt das Zimmer; geisterhaft weiß leuchtet das Antlitz des Knaben. Wär' in den weiten Augen nicht so viel heißes Warten, man könnte wähnen, die Seele habe den Körper verlassen.

Und es naht sich zögernd der Kammertür, wie in Angst und in Beben, als ob man vor dem Näherkommen sich bange, weil man ein großes Schrecknis befürchtet, das zu erleben man noch um wenige Herzschläge hinausschieben möchte. Und dann wird die Tür doch in qualvoller Hast geöffnet, so als ob am Ende die grausamste Gewißheit doch eine Erlösung bedeute zu der fürchterlichen, der martervollen Ungewißheit; eine dunkle Stimme fragt schier verlöschend: „Lebt er?"

Vom Bettchen aber tönt es leise und selig: „Mutter!"

Und schon beugt sich die wunderschöne Frau mit dem todblassen Gesicht nieder zu dem Knaben, und ihre Hände kosen seine wachsbleichen Wänglein, und ihre roten, kühlen, zitternden Lippen pressen sich auf seine kleinen, heißen Hände, und sie fleht

Die Versteigerung.

Nach dem Gemälde von Marc-Louis-Benjamin Vautier (1829—1898)

im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Musée Arlaud zu Lausanne.

mit der glockentönigen Stimme, die mit ihrem erschütternden Klang aus der Seele tiefsten Tiefen zu steigen scheint: „Kleiner Erik, stirb doch nicht, tu mir doch das nicht an, straf mich nicht so! Sieh, ich bleibe bei dir, immer bleib' ich bei dir, bei Tag und bei Nacht! Ich habe die Mutter verlassen, um dir vor allen Menschen Mutter zu sein, eine ehrliche, gute, treue! Vor niemand fürcht' ich mich mehr, vor niemand werd' ich die Augen niederschlagen; aber laß mir den Blick in die deinen! Kleiner Erik, der Blumen lieblichste will ich dir pflücken, und blühen sie auf scharfen Felsenschroffen, ich achte keiner Gefahr; ich reiß' sie dir ab; blutiger nie würd' ich die Füße mir ritzen, als wie an dem harten Geröll, über das ich bis jetzt geschritten. Und flutenden goldenen Sonnenschein leg' ich über dein Leben, und was rauh ist und häßlich am Dasein, ich halt' es dir fern. Sie sagen, du seiest ein trauriger Knabe, der mit seinen phantastischen Gedanken und seiner glühenden, sehnsüchtigen Seele nicht in die Wirklichkeit paßt. Ich still' dir alle Sehnsucht, und deine scheue, schwermütige Seele soll das Jubilieren lernen. Kleiner Erik, du sollst fühlen, wie Mutterliebe liebt! Die Mutterliebe, die sich all des häßlichen, elend machenden Zwanges entledigt, die nicht länger achtet des hämischen Flüsterns der Menschen und ihrer verächtlichen Fingerzeige, die sich aufrichtet in ihrer stolzen, starken Größe, die mit leuchtenden Augen spricht: Ich habe gefehlt, ich trage die Folgen, und ich lasse mir von niemand meines Falles schwer errungenes, köstliches Kleinod, mein liebes Kind, vorenthalten!" Hörst du, kleiner Erik, von niemand, auch von ihm nicht, der da in töricht verächtlicher Bangigkeit und Feigheit vom Ruin meines und seines Lebens gesprochen ... Ruin, kleiner Erik, nicht wahr, es ist zum Lachen! Ruin, scheußlicher, moralischer waren die Jahre, wo ich mir meine Mutterschaft stehlen ließ! Ehrlichkeit und Kraft sind doch kein Ruin ... Kleiner Erik, dein Sterben hat den Schleier zerrissen; aber ich will dich ins Leben zurückführen, ich bin eine Mutter, ich ring' mit dem Tode. Du und ich, wir wollen im Lichte wandeln und in der Wärme. Hu, wie sind deine Wänglein so kalt; komm, ich küß sie dir heiß mit meinen Lippen!"

Und sie preßt ihren fieberroten, bebenden Mund auf sein weißes Gesichtchen, und sie reibt leise die feine Haut, als wolle sie das Blut hineinlocken, das mit so trägen, matten Schlägen durch den Körper fließt.

Träumend, verwirrt hat Erik den leidenschaftlichen Worten gelauscht. Wie nun, wenn die Amtmannsleute und der Doktor und alle die andern und er selbst auch sich täuschen, wie, wenn sein Sterben keine Befreiung, sondern unstillbaren Schmerz für die Mutter bedeutet? Er soll keine Last, er soll ein selig Glück für sie sein? Sie will all die häßliche Lüge aus ihrem Dasein bannen, sie sollen Mutter und Kind und fürs Leben ungetrennt bleiben? Er schließt die Augen plötzlich, er kann dies beschwörende Flehen nicht sehen. Wird der Trank, den er ihr reichen muß, weil's so der Tod nun will, nicht zu hart und für ihre Seele zerstörend sein? Oder ist das nur der jähe Schmerz, daß sie ihn für alle Lebenszeit verlieren soll, daß sie keine der verlorenen Stunden zurückgewinnen kann, der ihre Augen so angst-irr, so in Verzweiflung und dem Wahnsinn nahem Schmerz flackern läßt, der ihre Stimme so beben und schluchzen macht?

Erik findet keine Antwort auf dies Fragen. Er will sich auch nicht länger dadurch martern lassen; er will nur die gestillte Sehnsucht seiner Sterbestunde empfinden. Und als er jetzt die Augen wieder aufschlägt, da schauen sie verklärt die Mutter an, sie scheinen ein himmlisch Lieben und Erbarmen getrunken zu haben; so leuchten sie.

„Mutter, liebe Mutter," lächelt der Knabe, „Königin!"

Es ist süß von ihrem Atem umweht da zu liegen, ihre schlanken Finger um die kleinen kalten Hände zu fühlen; es ist süß, in seliger, wunschloser Ruhe so zu atmen, süß auch — so zu sterben — — —

Erik verschied in derselben Nacht. Er erstickte an einem der heftigen Hustenanfälle.

Hanna konnte sich vor Weinen nicht fassen. Die langen Sterbegebete, die ihre Seele unaufhörlich sprach, kamen nur in dem kleinen Wörtchen „Bubi" von Zeit zu Zeit zitternd über ihre alten Lippen.

Die wunderschöne Frau aber mit dem todweißen Gesicht und den nächtigen Haaren bemüht sich noch lange, lange, die feinen kalten Händchen warm zu hauchen, die starren Gliederchen warm zu reiben. Als die eisige, schreckbare Kälte nicht weichen will und sie trotz allem bangen Lauschen, trotz allem innig zarten Reiben den Herzschlag nicht zurückzuzwingen vermag, da sinkt sie langsam in schrecklicher Ruhe nieder vor dem kleinen Lager, versteinerte Verzweiflung auf dem Antlitz.

Zu spät! Zu spät!

Das ist ein hartes, schweres Wort! Auf seinem schwarzen Abgrund, dem die allerbitterste Not, das allerschärfste Leid entsteigen, liegt die Seele Beatens und möchte murmeln: „Vergib! Vergib mir die Schuld!" und ist so tränenlos und trostesbar, daß sie nicht beten kann — — —

Als des Morgens kalte Dämmerung schwer und fahl durch das Zimmer kriecht, tritt ein hoher, vornehm aussehender Mann in den Raum; sein kühnes Auge blickt scheu, seine herrische Stimme schwankt: „Ich bin dir gefolgt, Beate! Die Stunde gehört uns gemeinsam!"

Beim Geräusch seines Schrittes, beim Klang dieser Stimme geht ein Zittern durch den Leib der todblassen Frau; ihre tiefverstörten Augen, in denen dumpfes, fassungsloses Entsetzen düster glimmt, blicken weit aufgerissen, voll wilder, schaudernder Abwehr auf den Eingetretenen, der beim Anblick dieser Augen nicht wagt, einen Schritt vorwärtszutun.

Und plötzlich straffen sich Beatens bebende Glieder, und plötzlich bricht's wie Flammen aus ihren Augen, und als der Mann den Fuß vorwärtssetzen will, da gellt sie auf: „Nicht weiter! Zurück! Das ist heilige Stätte. Nicht hier ist dein Platz! Rühr ihn nicht an, entweih ihn mir nicht! Uns ist nichts mehr gemeinsam! Laß im Tode mir ungestört, was du lebend mir wehrtest! Geh!"

Da bedeckt der Mann mit den stolzen Zügen sein Antlitz und muß sich zum ersten Mal beugen und neigt tief das Haupt und verläßt so das Zimmer — — —

Beate aber sinkt nieder vor dem kleinen Lager: „Mein Sohn, mein Sohn!"

Der schlummert so tief, und seine Lippen lächeln das stolze, reine, königliche Ueberwinderlächeln: „Meine Liebe war so groß wie meine Sehnsucht; wenn man stirbt, fühlt man kein Leid mehr!"

Im Reiche des Schönen und der Kunst.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erinnerungsblätter aus Florenz von Dr. **Maria Krebs**, Zürich.

II. Die Symbolik des Ornamentes in der florentinischen Taufkirche.

Mit sieben Abbildungen (Abb. 2—7 nach Zeichnungen der Verfasserin).

Der sichere dynamische Instinkt, das feine Empfinden für Gleichgewicht, Kraft und Hemmung und für die lebensvoll sich betätigende Linie, das den alten Künstlern eigen war, tritt in dem kleinsten Detail so deutlich zutage wie in der ganzen Anlage gewaltiger Gebäude, da alles mit der gleichen Liebe und demselben ästhetischen Interesse behandelt wurde. Dieses starke, feine Formgefühl aber gab den Werken der Alten den bedeutenden Gehalt, jene Tiefe, die sie zu etwas Unvergänglichem, ewig Neuem macht. Nichts scheint mir bezeichnender für das lebhafte, weitgehende Schönheitsbedürfnis der Alten als die künstlerisch vornehme Ausstattung der Fußböden, und nirgends ist mir Schönheit und Bedeutung einfacher ornamentaler Kunst besser zum Bewußtsein gekommen als in der alten Kathedrale der Florentiner, dem von Dante besungenen Baptisterium, dessen unauffällige in schwarzem, weißem und rötlichem Marmor eingelegte Fußbodenornamente herrliche Offenbarungen einer großen Kunst enthalten. Sieben Jahrhunderte sind freilich nicht spurlos an diesen Kunstwerken vorübergegangen, und Millionen Menschenfüße haben manche der Ornamente ausgetreten, verwischt; aber immer noch muten ihre gebrochenen, halberloschenen Linien merkwürdig schön an, schön und rührend wie die gebrochenen Weisen eines alten